

ironische Prinzip auf die Form selbst über, entsteht eine Ironie zweiter Potenz, eine Ironie nicht nur gegenüber Inhalten, Erkenntnissen und Aussagen, sondern gegenüber der Form selbst. Diese Form der Ironie nennt man Parodie. Parodie ist bei Th. Mann nicht so sehr spielerischer oder spöttischer Zweifel am Erzählen und an der zugrunde liegenden Wirklichkeit des zu Erzählenden als die Möglichkeit des späten Erzählers gegenüber einer vorgegebenen Fabel. Dem „Joseph-Roman“, dem „Dr. Faustus“, dem „Erwählten“, dem „Hochstapler Felix Krull“ liegen vorgegebene Fabeln und Verhaltensmodelle zugrunde. Sie können nicht mehr biblisch, Hartmannisch oder Goethisch erzählt werden. Parodiert – nicht karikiert („Felix Krull“) und verspottet – wird das zugleich begnadete und kluge In-Spuren-Gehen der mythisch gründenden und von Th. Mann ins modern Psychologische umfunktionierten Joseph-Gestalt. Parodiert wird das typisch dämonisch deutsche Künstlertum im Dr. Faustus. Parodiert wird auch die Antinomie von Schuld und Gnade in der Gestalt des schicksalhaft schuldig gewordenen und märchenhaft erhöhten mittelalterlichen Mönchs Gregorius. Th. Manns Ironie ist eine hoch bewußte und intellektuelle Spätform des Erzählens. Seine Ironie will die Spannung zwischen Leben und Geist distanzieren, entschärfen, aushalten. Sie will zwischen den großen beiden Antipoden Nietzsches vermitteln, eine das Leben und seine Wirklichkeit bejahende Ironie sein.

Baumgart hat einen sehr bedeutenden Beitrag zur Analyse der ironischen Formen bei Th. Mann geleistet. Er zeigt sie sogar in den Essays. Daß Th. Manns Ironie dem Humor nahe steht (im Gegensatz zur mehr satirischen Ironie seines Bruders Heinrich Mann), hat Käte Hamburger ausdrücklich gezeigt (München 1965). Schade, daß Baumgart die wichtige Arbeit von Beda Allemann über „Ironie und Dichtung“ (Pfullingen 1956) in die Buchfassung seiner Studie nicht einbezogen hat. Die Frage gar nach der „Theologie der Ironie“, die E. Heller ausdrücklich stellt, lag, ebenso wie eine Beurteilung dieser Ironie, außerhalb Baumgarts Fragestellung.

P. K. Kurz SJ

FRICK, Sigisbert: *Heinrich Federer*. Aus seinem Leben und Werk. Eine Anthologie. Rex: Luzern 1966. 338 S. Lw. 15,80.

„Anthologie“ ist ein bescheidener Untertitel für diese repräsentative Auswahl von Erzählungen, Briefen und Gedichten zum 100. Geburtstag Heinrich Federers. „Kompendium“ wäre das rechte Wort für diesen geschlossenen Überblick, der dem Außenstehenden eine Ahnung vom Reichtum des befreienden Lebens innerhalb des katholischen Glaubens vermittelt und der dem Kenner Heinrich Federers Hilfen zu einem tieferen wissenschaftlichen Studium an die Hand gibt. – Wer die heilenden Kräfte kennt, die in einem ursprünglichen Erzählertalent für den ortlos und einsam gewordenen Menschen der modernen Massengesellschaft bereit liegen, wird dem Urteil Alois Stockmanns über Heinrich Federer zustimmen: „Die Wirkung mancher seiner Schriften auf die Leser glich denn häufig der des Priesterwortes.“

K. Neumeier SJ

BERGENGRUEN, Werner-SCHNEIDER, Reinhold: *Briefwechsel*. Hrsg. von N. Luise Hackelsberger-Bergengruen. Freiburg: Herder 1966. 157 S. Lw. 16,80.

Selten hat ein Briefwechsel die Größe und Bedeutung eines eigenen literarischen Werkes, so daß er Dokument der Dichtungsgeschichte wird und damit seine Herausgabe rechtfertigt. Der vorliegende ist erst vom Werk beider Briefschreiber her verständlich und gibt an manchen Stellen Erklärungen und Hinweise für dessen Deutung. Beide waren – wie es heute heißt – „engagierte“ Dichter, nicht weil sie das Engagement von vornherein als wesentlich für ihr Schreiben ansahen, sondern weil beide durch ihre Zeit und ihr Schicksal engagiert wurden. Bergengruen, der Balten-deutsche, der immer unterwegs ist, bis er Rom als neue und weitere Heimat findet. Reinhold Schneider, der lebenslang durch Krankheit und Lebensmelancholie, aber auch durch die Geschichte Europas Belastete, der Geschichte als Spannung von Macht und Gnade erfährt und zu deuten versucht. 1933 begegnen sich beide zum ersten Mal. Bis 1942 sind nur Ber-